

Theodor Storm in unserer Zeit

Festrede
aus Anlass des 75-jährigen Bestehens
der Theodor-Storm-Gesellschaft
im Schloss vor Husum am 9. September 2023
von

TILMAN SPRECKELSEN, FRANKFURT/M.

I

Goethe spricht in den Phonographen: so heißt ein humoristischer Text von Salomo Friedlaender aus dem Jahr 1916. Er schildert, wie ein Forscher, angeregt durch eine Goethe-begeisterte junge Studentin, versuchen möchte, Goethes Stimme hörbar zu machen – und zwar mit authentischen Äußerungen des Dichters. Dafür dringt er nachts in die Weimarer Gruft ein, öffnet Goethes Sarg, untersucht die Überreste des Dichters und konstruiert dann einen Kehlkopf, der dem Goethes gleicht. Sein Kalkül: Wenn im Weimarer Haus am Frauenplan einst von Goethe beim Sprechen Schallwellen erzeugt wurden, müssten sich diese – in unendlicher Abschwächung zwar, aber immerhin – noch in den Räumen nachweisen lassen. Goethes Worte aber würden aus den vielen Wellen herausgesiebt und hörbar gemacht, indem jener künstliche Kehlkopf vor Ort aufgestellt würde.

Das Experiment gelingt, Goethes endlose Monologe werden mit Hilfe eines Edinson'schen Phonographen auf einer Sprachwalze festgehalten (und werfen die Frage auf, ob die Nachwelt mit Eckermanns Zusammenfassungen nicht besser bedient ist). Allerdings nimmt das Experiment eine ungeahnte Wende: Die junge Studentin, für die der Professor den ganzen Aufwand betrieben hatte, weil er sie heimlich liebt, widmet ihm gar keine Aufmerksamkeit mehr, weil sie nur noch vom sprechenden Goethe träumt. Also zerstört der Professor den künstlichen Kehlkopf.

Was ein solches Experiment wohl dem Haus in der Wasserreihe entlocken würde, das wir alle kennen, überlasse ich Ihrer Phantasie – vielleicht Klagen des Hausherrn über impertinente Briefe Theodor Fontanes, Bitten an den Sohn Hans, die Finger von geistigen Getränken zu lassen, an die Töchter, endlich mal ein bisschen netter zur Stiefmutter zu sein, womöglich auch Gesang. Dass aber dieses Haus, diese materiellen Memorabilien solche vergnüglichen Spekulationen überhaupt noch möglich machen, ist alles andere als selbstverständlich.

Ein wunderbares Haus! Wir können dankbar an diejenigen denken, die es bewahrt haben – in einer Zeit übrigens, in der zugleich und nur wenige Schritte entfernt das Packhaus von Storms Elternhaus in der Hohlen Gasse abgerissen wurde, in dem sich das Kontor von Johann Casimir Storm befand, Theodor Storms Vater. Und nicht nur das Packhaus: Drüben am Markt, genauer: in der Großstraße wurde ein prächtiges altes Haus vernichtet, das durch seine ehemaligen Bewohner mit der Stadtgeschichte ebenso verbunden war wie mit der Biografie Storms, der dort 1843 eingezogen war, um seine erste Anwaltskanzlei zu eröffnen.

Die Rettung der Wasserreihe ist der Theodor-Storm-Gesellschaft geschuldet, die vor 75 Jahren ins Leben gerufen wurde. Damals, auf der Gründungsversammlung, hielt der Germanist und Storm-Herausgeber Franz Stuckert einen Vortrag mit dem Titel »Theodor Storm in unserer Zeit«.¹ Er fragt »vor der erschütternden Not der Gegenwart«² danach, wie eine Beschäftigung mit Storm zu rechtfertigen sei, da sich doch die geistige Flucht in eine bessere Zeit, die Vergangenheit nämlich, angesichts der enormen Probleme der Nachkriegszeit verbiete. Stuckert konstatiert geradezu, dass Storm doch »nicht zu den großen Dichtern von überzeitlichem Rang« gehöre, »in denen sich das Ewig-Menschliche in unbestritten gültiger Form über die Jahrhunderte hinweg leuchtend darstellt« (S. 13), und da Storm nun einmal einer bestimmten Zeit, dem bürgerlichen 19. Jahrhundert, besonders eng verhaftet sei, sei sein Werk nun in Gefahr, gemeinsam mit dieser Zeit unterzugehen. Während man sich beim Lesen fragt, warum man dann ausgerechnet jetzt eine Gesellschaft für einen Autor gründen soll, über den offenbar die Wogen der Zeit gerade zusammenschlagen und bei dem man sich, so Stuckert, geradezu fragen müsse, ob man seine Werke nicht besser »der Jugend« fernhalten solle, zugunsten von Dichtern, die »höhere Geistigkeit und kühlere Sachlichkeit« (S. 15) besäßen, schlägt Stuckerts Argumentation eine kühne Volte: Das alles schein ja nur so, tatsächlich ist Storm, recht betrachtet, genau der Autor, den die Leser gegenwärtig dringend bräuchten – vor allem, wenn man sich nicht mit den frühen Novellen aufhielte, sondern sich den späten zuwende.

Was ist nun, aus der Perspektive von 1948, »unsere Zeit«, und was ist das für ein Theodor Storm, den Stuckert entwirft?

Zunächst die Zeit: Sie ist für den Redner geprägt von Verlust, von Niedergang: »Alle hohen Ideale, alle großen Werte und Worte« seien »zerbro-

1 *Theodor Storm in unserer Zeit*. Festvortrag gehalten auf der Gründungsversammlung der Theodor-Storm-Gesellschaft in Husum am 15. September 1948 von Franz Stuckert. Bremen-Horn 1949. Wieder abgedruckt in dieser Schriften-Ausgabe: STSG 73 (2024), S. 13–29.

2 Stuckert 2024 (1949), S. 13. Weitere Seitenzahlen im Text.

chen«, sagt Stuckert (S. 23) – von Freude über das Kriegsende und den Sieg über die Nationalsozialisten, von irgendeiner Schuld spricht er nicht, ganz so, als sei ein Schicksalsschlag über seine Zuhörer hereingebrochen, mit dessen Folgen man eben klarkommen müsse. Auch über die genauere Natur dieser zerbrochenen »hohen Ideale«, dieser »großen Werte und Worte« schweigt er sich aus, und neue, andere Ideale nimmt er in der Trümmerlandschaft von 1948 schon gar nicht wahr: keinen Aufbruch, keinen Willen zum demokratischen Neuaufbau. Für Stuckert hat sich »das Leben auf seine einfachsten Grundlagen zurückgezogen«.

Und dann diese Gegenwartsliteratur: Sie gestaltet, so Stuckert, nicht mehr »ein fragloses menschliches oder kosmisches Sein«, sondern erörtert »Probleme«, wobei die Sprache sich »an die Ränder des sprachlich überhaupt Faßlichen und Deutbaren« verliert, kurz: »Der bedeutende Gehalt überanstrengt den Geist, der berauschte Klang flutet beziehungslos am Ohr vorüber, das dichterische Wort ›trifft‹ die Seele nicht mehr.« (S. 26)

Storm dagegen, der – wie Stuckert ausführlich herleitet – »im Sittlichen und Seelischen auch vor den Forderungen der Gegenwart bestehen« (S. 25) kann, und zwar als Mensch wie als Dichter, besteht ebenso auf dem künstlerischen Feld. Seiner Lyrik bescheinigt Stuckert »Schlichtheit« und einen »auf das allgemein Menschliche und allseits Verständliche gerichteten Stilwillen«, außerdem »klare Sachlichkeit und Gegenstandstreue« (S. 27). Als Erzähler habe Storm »niemals experimentiert« (S. 28), so Stuckerts Lob, das einem heutigen Leser spätestens an dieser Stelle als ziemlich vergiftet vorkommen mag. Längst ist klar, dass die Eingangsfrage des Vortrags, ob Storm noch in die Gegenwart des Redners passe, mit einem klaren »Ja« beantwortet werden muss – und nicht nur in die Zeit, sondern auch in die Gesellschaft, zu der er spricht. Denn Storms »dichterische Form«, »Gehalt und Gestalt« seines Werkes »wachsen organisch empor zu einer geschlossenen Einheit, die man getrost ›deutsche Form‹ nennen kann«, meint Stuckert, der im Übrigen vorschlägt, Ausländern auf die Frage nach dem »typisch Deutschen« getrost zu antworten: »Lest Storm!« (S. 28f.) Den Deutschen aber liefere Storm das nach dem »Zusammenbruch« dringend Benötigte, indem er dabei helfe,

wieder zur Einfachheit und Ehrlichkeit des Wortes zurückzufinden, nachdem das Wort in unserer Zeit maßlos übersteigert, aufgebläht, zerschrien und damit völlig entleert worden ist. Dann führt er uns nicht nur sittlich, sondern auch geistig auf einen gesunden Boden zurück, auf dem wir wieder aufbauen können. (S. 29)

Soweit Stuckerts Storm.

II

75 Jahre später haben die meisten von uns wahrscheinlich eine andere Vorstellung davon, was wir von Literatur erwarten und von Autoren sowieso. Vertrauen wir uns Schriftstellern an, wenn es uns um sittliche oder geistige Orientierung geht? Streben heutige Schriftsteller, die nächste oder übernächste Generation nach Grass und Walser, eine solche Rolle überhaupt an? Suchen und finden wir in Storms Werk mit Stuckert eine »verantwortungsbewußte Opferethik« und nehmen sie uns zum Vorbild, ebenso wie die »Anständigkeit«, »Treue«, »Güte« und wiederum »Opferbereitschaft« (S. 23) der Storm'schen Figuren, die Stuckert herausarbeitet? Würden wir all das, nach allem, was wir von der Welt und uns selbst wissen, nicht als reichlich defizitäre Abbildung menschlicher Eigenschaften betrachten? Und ist nicht auch inzwischen gerade das Verständnis für die Zerrissenheit, das Problematische vieler Figuren in diesem Werk gewachsen, so dass wir für die toxischen Familienbande im *Etatsrat* vermutlich eben so viel Interesse aufbringen wie für den Liebesschmerz der *Immensee*-Protagonisten?

Die Aufgabe der in Gründung befindlichen Storm-Gesellschaft hatte Stuckert 1948 damit umrissen, dass sie »die geistigen, sittlichen und künstlerischen Werte« von Storms Werk für die Gegenwart fruchtbar zu machen habe – nicht durch »vielgeschäftige Betriebsamkeit«, sondern durch »getreuen, beharrlichen und bescheidenen Dienst am Werke des Dichters« (S. 29).

Das ist zweifellos gelungen, und Stuckert selbst wirkte in den Anfängen, während der wenigen Jahre, die ihm noch beschieden waren, daran mit. Denn die wichtigste Entscheidung der Gesellschaft war die zur Herausgabe der *Schriften* – des Periodikums also, das Sie jährlich neu in den Händen halten, wenn Sie Mitglied der Gesellschaft sind. Es ist eine besondere Pointe dieser Geschichte, dass nichts so sehr daran mitwirkte, das von Stuckert in seinem Vortrag entworfene Storm-Bild zu dekonstruieren, wie die Schriftenreihe, zu der wiederum Stuckert wichtige Beiträge lieferte. Die Edition zahlreicher zuvor nur in Auszügen, an entlegenem Ort oder überhaupt nicht publizierter Texte und Briefe Storms, vorbereitet durch ein von Stuckert 1952 im allerersten Band der *Schriften* zusammengestelltes Verzeichnis der Handschriften des Autors,³ fand in vielen Bänden des Jahrbuchs statt und zieht sich bis in die Gegenwart. Gleiches gilt für die ebenfalls jährlich erscheinenden *Storm-Blätter aus Heiligenstadt* und die Briefwechselbände im Erich-Schmidt-Verlag, von denen wir in diesem Herbst zwei wei-

3 Franz Stuckert: Der handschriftliche Nachlaß Theodor Storms und seine Bedeutung für die Forschung. In: *STSG* 1 (1952), S. 41–60.

tere begrüßen dürfen, die wir Regina Fasold verdanken und die wiederum unserem Blick auf Storm im preußischen Exil deutlich klarere Konturen verleihen.

All dies – die schieren Texte ebenso wie die dazu erarbeiteten Kommentare – erweitern und vertiefen unser biografisches Wissen über Storm. Den etwas schlichten, persönlich seiner Zeit und seinem Stand verhafteten Poeten, den Stuckert in seiner Rede präsentiert, wird man auf diesem Stand nicht mehr darstellen, und allein den politischen Storm, auch den Juristen, kennen wir durch diese Forschung ungleich genauer – vom Sohn, Ehemann und Vater ganz abgesehen.

Mehr noch: Indem auf diese Weise Storms Hintergrund ausgeleuchtet wird, knüpft sich um ihn ein biografisches Netzwerk, das weit mehr Personen umfasst als die üblichen Fontane, Heyse und Mörike. Wir sehen Storm heute im Kontext seiner Beziehungen und gewinnen ein klareres Bild derjenigen, die ihn im Alltag umgeben, die in seinem Chor singen oder in seinen amtlichen Tätigkeiten unterstützen. Wir sehen ihn auf Reisen zu Bekannten und zu Menschen, die er erst persönlich kennenlernen wird, und aus den Details ergibt sich ein faszinierendes Bild der Verbundenheit mit den Zeitgenossen, das partiell auch eines der Abgrenzung ist. Dem traditionellen, geradezu holzschnitthaften Bild des treuherzig-redlichen norddeutschen Dichters, provinziell bis hin zur »Husumerei«, die Fontane partout an ihm bemerken wollte, steht inzwischen ein ganz anderes gegenüber, ein differenziert schillerndes, eines, das von der Moderne erzählt und ihrem Widerschein in Storm, von Phasen innerer wie äußerer Rastlosigkeit wie nach dem Tod Constances, als Storm sich in den Zug setzt und eine ausgedehnte Reise von Nord- nach Süddeutschland und zurück unternimmt.

Neben all dem auf die Biografie und ihr Umfeld gewendeten Fleiß sind die von der Gesellschaft herausgegebenen *Schriften* auch ein Ort für die Interpretation einzelner Werke und Werkgruppen. Beseht man sich den Ertrag aus gut siebzig Jahren, dann sieht man literaturtheoretische Moden kommen und gehen, empfängt mitunter Stoffsammlungen zu einzelnen Motiven, leuchtend vor Finderfreude und wenig bekümmert um Schlüsse, die man aus all dem Gefundenen ziehen könnte. Man sieht grübelnde Versuche, Storm in irgendeinen Diskurs zu ziehen, der die auf andere Autoren angewandten Methoden auf ihn überträgt. Als literarischer Solitär oder als Inkarnation einer ominösen ›deutschen Form‹ muss er mit seinem Werk glücklicherweise nicht mehr dienen, man würde ihn auch nicht in Stellung bringen gegen eine vielfältig blühende deutschsprachige Gegenwartsliteratur, die nach allen Seiten durchlässig geworden ist und von allen Seiten bereichert wird.

Drittens aber hat die Gesellschaft in all den Jahren seit der Gründung, namentlich in der Zeit Karl Ernst Laages und seiner Nachfolger, mit Geschick, Fleiß und einigem Glück vieles von dem zusammengetragen können, was einmal in dem Haus in der Wasserreihe vorhanden gewesen und dann weit verstreut worden ist. Es macht den Charme dieses Literaturmuseums aus, dass im Lauf der Jahre die lange ausgestellten oft nur »ähnlichen« Möbel und Bilder den authentischen gewichen sind, und wenn Husums Gäste dieses Haus als einen Ort ansehen, ohne den der Besuch in der Stadt nicht komplett wäre, wenn sie nicht ohnehin um seinetwillen kommen, jedes Mal aufs Neue, dann liegt das auch am sichtbaren Bemühen derjenigen, die auf das Haus achten, die Balance zwischen Zugänglichkeit und Authentizität zu halten, im sicheren Wissen, dass sich beides wechselseitig bedingt.

III

Was also ist Theodor Storm für unsere Zeit, eine Zeit, die nicht weniger unruhig ist als die Nachkriegsjahre? Anders als Franz Stuckert, der im selben Jahr 1948 den ersten Band seiner vierteiligen Storm-Werkausgabe⁴ herausbrachte, können wir schon längst auf gesicherte, leicht zugängliche und erschwingliche Editionen zurückgreifen. Unser Verständnis aber ist notwendig ein anderes. Wir suchen in seinen Novellen nicht mehr, wie die Stormleser von 1948, eine Haltung oder gar eine Lebenshilfe angesichts einer im Umbruch befindlichen Welt, und man kann mit einigem Recht daran zweifeln, dass Storm derlei im Sinn hatte, als er seine Novellen schrieb. Dass uns Storm aber zuverlässig in seinen Bann zieht, noch immer und immer neu, hat viel mit dem Spannungsverhältnis zu tun, das sich leicht zwischen seinen Texten und uns Lesern aufbaut, gerade weil er uns ersichtlich fremd ist und uns zugleich einlädt, diese Fremde zu erkunden, weil dort Gestalten auf uns warten, die diese Erkundung wert sind.

»Proust-Leser sind im Vorteil«, diesen Slogan hatte Martin Walser einmal vorgeschlagen und damit begründet, dass die umfassende Beschreibungskunst des französischen Autors seinen Lesern ein Mittel in die Hand gebe, ihre realen Gegenüber zu durchschauen (*Leseerfahrungen mit Marcel Proust*, 1958). Davon kann bei Storm keine Rede sein, seine Lore Beaugard, seine Anne Lene, seine Kuchenesser der alten Zeit und sein Carsten Curator sind keine Angebote zur unmittelbaren Identifikation oder raschen Erkenntnishilfen anderen gegenüber. Sie stehen für sich und beschäftigen uns noch

4 *Theodor Storm. Werke*. 4 Bände. In Verbindung mit der Theodor-Storm-Gesellschaft besorgte Ausgabe mit Einführungen und Anmerkungen von Franz Stuckert. Bremen-Horn 1948.

lange, nachdem wir die Novelle, der sie entstammen, zugeklappt haben, weil sie ihr Geheimnis nur für einen kurzen Moment mit uns geteilt haben und dann nicht mehr.

Denn ein Storm für unsere Zeit ist alles, nur kein Prediger, auch nicht, wo es den Anschein hat. »Vom Unglück erst / Zieh ab die Schuld; / Was übrig ist, / Trag in Geduld!« (LL 1, S. 82) – Wer könnte diese Rechnung wohl exakt stellen? »Der Eine fragt: was kommt danach? / Der Andre fragt nur: ist es recht? / Und also unterscheidet sich / Der Freie von dem Knecht.« (Ebd.) – Dass dieser Spruch mehr Auslegungen nach sich gezogen hat als mancher Bibelvers, wissen Sie so gut wie ich. Und schließlich der Satz »Hehle nimmer mit der Wahrheit« in Storms berühmtem Gedicht *Für meine Söhne* (LL 1, S. 66): In Zeiten, in denen das Angebot an sich widersprechenden ›Wahrheiten‹ so überaus groß ist und wir uns gerade Algorithmen heranzüchten, die uns täuschend echte Wahrheiten präsentieren und dabei Belege für ihre Lügen herbei erfinden, als trügen ihre menschlichen Programmierer nicht auch dafür die Verantwortung: In solchen Zeiten liegt die eigentliche Provokation des Storm'schen Satzes in der Annahme, dass es eine solche Wahrheit eben gibt, die man dann nicht »verhehlen« solle.

Dass Künstliche Intelligenz allerdings zu ganz anderen Lügen fähig ist, dass sie in der Lage ist, Stimmen so täuschend echt zu imitieren, dass wir am Telefon darauf hereinfliegen und wirklich mit unseren Lieben zu sprechen glauben, steht auf einem anderen Blatt. Zumal sich in der Kunst die Frage nach der Genese aus dem Rechner noch einmal ganz anders stellt, wenn etwa bei Wettbewerben Fotos prämiert werden, die ganz einem Algorithmus entstammen.

Immerhin: Wenn Sie einmal auf der Website von ChatGPT den Wunsch eingeben, die Künstliche Intelligenz möge Ihnen ein Gedicht im Stil von Theodor Storm schreiben, werden Sie aus der Antwort leicht ersehen, dass es doch noch ein weiter Weg ist, bis die Maschine den menschlichen Lyriker entthronen könnte, wenn überhaupt – offenbar hält das Programm Storms Lyrik generell für eine Mischung aus Eichendorffs *Mondnacht* und den Knittelversen von Hans Sachs, beides allerdings unerträglich vergrößert und im Ergebnis nicht entfernt mit den überlieferten Gedichten Storms zu verwechseln.

Ein »Storm in unserer Zeit« ist – wie zu jeder Zeit – eine Aufgabe, gerichtet an Forscher, Kuratoren, Leser, sein Werk ist heute ganz anderen Herausforderungen ausgesetzt als zu den Zeiten, als diese Gesellschaft gegründet wurde. Und den Versuchen, sich einen Dichter irgendwie einzuverleiben, wie sie Salomo Friedlaender am Beispiel Goethes vor gut hundert Jahren satirisch beschrieb, steht heute nicht selten das Ansinnen gegenüber, ihn sich so zurechtzuschreiben, wie man ihn haben will – nicht auf dem Um-

weg der Deutung, sondern mit Blick auf einzelne Worte oder Handlungselemente und einer tüchtigen Portion Hemdsärmeligkeit.

»Storm in unserer Zeit«: das bedeutet auch, die Grundlagen dafür zu bewahren und weiterhin bereitzustellen, damit die Beschäftigung mit ihm möglich ist – als Forscher, als Leser und als Liebhaber eines einzigartigen Werks.